

Ökonomie und Kultur verschwänden, die Unterscheidung von Basis und Überbau werde hinfällig. In einer Synthese von Jameson, Horkheimer, Adorno und Debord spricht Andrews der Symbiose von Markt und Massenmedien eine besondere Bedeutung für die spätkapitalistische Produktion zu: Angesichts des Sportspektakels könnten dessen kreative Aneignungen und Umdeutungen durch »populäre Sportkulturen« kaum mehr sein als »oberflächliche Akte kultureller Opposition« (228).

Aufgrund der besonders im deutschsprachigen Raum konstaterbaren Dominanz einer sportorganisationsnahen, anwendungsbezogenen Auftrags- und Drittmittelforschung kann man sich eine breite Rezeption des Bandes nur wünschen. Er gibt Traditionen einer an Marx orientierten Sportkritik erneut eine Stimme und bringt diese in Dialog mit neueren kulturwissenschaftlichen Sichtweisen. Leider gelingt dies nur ansatzweise. Für den Anfänger wird die Lektüre gewinnbringend sein; der bereits informierte Leser hingegen erfährt kaum Neues, weil die Marxismus-Debatte oft abgehoben von der Spezifik der Gegenstände geführt wird. Nur in den Fallstudien wird am Material und damit an der Entwicklung konzeptioneller Werkzeuge gearbeitet. Um hier einen Schritt weiter zu kommen, bedarf es schließlich eines Blicks auf die unspektakulären, weniger sichtbaren Orte und Praxen, das (Alltags-)Geschehen in Sportvereinen, auf Straßen und (Bolz-)Plätzen – eine Welt, die in diesem Band abwesend ist.

Thomas Alkemeyer (Oldenburg/Berlin)

**Penkwitt, Meike (Hg.), *Geschlechter – Bewegungen – Sport*, Freiburger Geschlechter-Studien 23, Budrich UniPress, Leverkusen-Opladen 2009 (418 S., br., 29,90 €)**

Der Pädagoge Gutsmuths, bis heute Namensgeber vieler Sportvereine, sah für Mädchen »keine eigentliche Gymnastik« vor, »aber tägliche Bewegung im Freien, muntere und bewegende häusliche Verrichtungen, kleine Fußreisen« (*Gymnastik für die Jugend*, 1793). Mehr schien dem »schwachen Geschlecht« nicht zumutbar. Petra Gieß-Stüber, die in ihrem Beitrag zur sportwissenschaftlichen Geschlechterforschung an diese Tradition erinnert, legt dar, dass Frauen, trotz ihrer fulminanten Erfolge selbst in Sportarten, die als »männlich« gelten (Boxen, Fußball), noch immer mehr oder weniger subtilen Formen der Geschlechter-segregation und -hierarchisierung unterliegen. Eine gendersensible Sportforschung, die in kurzer Zeit eine Vielzahl von Ergebnissen hervorgebracht hat, begleitet den Prozess, ohne ihn bislang merklich verändern zu können. Der vorliegende Band spiegelt die Vielfalt der Zugänge wider: neben Abhandlungen zur geschlechtsspezifischen Sozialisation und Förderung von Mädchen im Schul- und Freizeitsport und empirischen Fallstudien zu einzelnen Sportarten enthält er geschlechtersensible Analysen konkreter Aspekte des Leistungssports sowie Film- und Theateranalysen und schließlich die Mitschrift einer Podiumsdiskussion zu »Fußball und Geschlecht«.

Im Beitrag von Kerstin Botsch über »Sexismus im Fußball« werden sowohl die Erfolgsgeschichte des Frauenfußballs als auch dessen Probleme und die Diskriminierungen anschaulich belegt: Erst 1970 wurde Frauenfußball vom DFB offiziell zugelassen, allerdings mit Einschränkungen, die u.a. die Spieldauer (bis 1993 nur 60 Minuten), die Verfügbarkeit von Trainingsplätzen, die Professionalisierung, die Sponsoren und v.a. die finanziellen Mittel und Gratifikationen betreffen. »Die Fußballerinnen partizipieren durch den Fahrstuhl-Effekt am Wohlstand (Preisgeld), wohingegen die Ungleichheit in Form der Prämien differenz in Relation zu den Fußballern stabil bleibt.« (109) Neben solchen strukturellen Diskriminierungen erweise sich der manifeste und diskursive Sexismus im Fußballsport, der immer noch eine »Arena der Männlichkeit« (Kreisky/Spitaler) par excellence sei, in der sich über den Körper definierte Männlichkeit immer wieder herstelle und bestätige, als hartnäckige Barriere für die Brechung der männlichen Fußball-Hegemonie. In ihrer Studie zum Fußballsport in den USA ruft Eva Boesenberg in Erinnerung, dass Fußball dort längst nicht die machtrichtige

und finanzielle Bedeutsamkeit hat wie in Europa. Mit Judith Butler behauptet sie, dass durch die Veränderungen des Körperbildes der Frauen hin zur athletischen Morphologie im Sport das Ideal der Weiblichkeit nicht prinzipiell aufgehoben, sondern lediglich ›umgeschrieben‹ und ›reformuliert‹ werde (123). Ihr Fazit: »Insgesamt hat sich der US-amerikanische Fußball ein Stück weit erfolgreicher in den ›Mainstream‹ eingeschrieben als hierzulande. Es wäre aber übertrieben, ihn als ›Frauensport‹ zu charakterisieren, geschweige denn zu erwarten, dass er gegen die hegemonialen Geschlechterdiskurse mehr als nur gelegentlich ein Match gewinnt.« (126) Ob Fußballerinnen tatsächlich ein »anderes Spiel« spielen, hat Gabriele Sobiech anhand von audiovisuellen Aufnahmen von Zweikampf-Situationen im Frauenteam des SC Freiburg untersucht. Das Ergebnis ist frappierend sinnfällig. Tatsächlich konnte sie ein spezifisches Muster in Zweikämpfen identifizieren, die sie zusammenfassend als »gegnerisches Miteinander« bezeichnet. Neben anderen Merkmalen zeichne sich dieses durch »einen intelligiblen Umgang mit Kraft« aus, bei dem der »Kampf entschlossen, jedoch ohne gewalttätige Aggressionen geführt (wird)«, und die »Raumkämpfe in der Regel keine Verletzungen nach sich (ziehen)« (89). Dies korrespondiere mit Untersuchungen, wonach »Verletzungen im Frauenfußball nur in 25 % der Fälle durch Zweikampfsituationen verursacht werden«, während »Verletzungen in Kontaktsituationen im Männerfußball doppelt so häufig anzutreffen (sind)« (95).

Um Fragen der theoretischen Fassung des Geschlechterunterschieds im Fußball kreiste auch die dokumentierte Podiumsdiskussion und die Kontroverse, inwieweit nicht alle typisierenden Bewertungen von Geschlechterunterschieden im Sport, auch wenn sie ›positiv‹ für die Frauen ausfallen, letztlich auf eine biologistische Bestätigung von Geschlechtsunterschieden hinauslaufen und vergessen lassen, dass sie sozial im Habitus (Bourdieu) inkorporiert wurden und im Sinne des ›doing gender‹ praktisch immer neu hergestellt werden. Während einzelne Teilnehmerinnen davor warnten, ein bestimmtes, bei Frauen beobachtbares Handlungsmuster wie das »gegnerische Miteinander« vorschnell auf die Dimension »Geschlechtszugehörigkeit« zurückzuführen und damit andere, geschlechtsneutrale Bewertungskriterien wie Technik oder Sozialverhalten auszublenden, hielten andere die geschlechtsneutrale Bewertung von Spieltechniken und -typen für ebenso realitätsfern wie die völlige Vermeidung von z.B. ethnisch begründeten Unterscheidungen von Fußballstilen, wie sie in der Rede vom »tanzenden Brasilianer« zum Ausdruck kämen (146). Obwohl dieser Ausflug von der Geschlechts- in die ethnische Spezifik anschauliches Material zur Verquickung von Geschlecht, Klasse und Ethnizität gerade im Fußballsport beisteuerte, blieb die Diskussion im Ergebnis unbefriedigend und zeigte einmal mehr, wie schnell die verschiedenen Ansätze der Geschlechter- und Ungleichheitsforschung zu Spitzfindigkeiten und unfruchtbarem Schulenstreit führen können, solange nicht deren jeweilige Tauglichkeit am spezifischen Gegenstand verdeutlicht wird. So blieb der in die Diskussion eingebrachte Analyse-Ansatz der ›Intersektionalität‹ hier wie auch in anderen Beiträgen weitgehend in der Programmatik stecken.

Unter dem Titel »Tough Ain't Enough« analysiert Rüdiger Heinze die Handlung von Clint Eastwoods Film *Million Dollar Baby*, in der eine Boxerin, nach einem Unfall im Ring von Kopf bis Fuß gelähmt, eine Weile vor sich hinvegetiert, um schließlich auf eigenen Wunsch durch ihren Trainer zu sterben. Er arbeitet heraus, dass ungeachtet der weiblichen Protagonistin letztlich das Scheitern des Boxsports vorgeführt wird, der »fast schon prototypisch mit Männlichkeit und physischer und mentaler Stärke verbunden wird« (249). Im Film werde er als »atavistische«, »vor-zivilisatorische« Kampfform und als Parabel auf brutales, bedingungsloses Einzelkämpfertum als (männliches) Lebensprinzip gelesen. Wird dessen Scheitern in *Million Dollar Baby* durch die Imitation seitens einer weiblichen Protagonistin gleichsam ad absurdum geführt, so lässt sich am zeitgenössischen Bühnen-

tanz, wie Christina Thurner in ihrem Beitrag zeigt, der umgekehrte Prozess beobachten: Das klassische Ballett, das prototypisch weibliche Anmut und Leichtigkeit von Körper und Bewegungen vorführen und vor allem die dahinterstehende Anstrengung kaschieren müsse, werde derzeit in einen athletischen Spitzensport umgewandelt. Die Athletisierung der Körper und die Versportlichung der Bewegungsabläufe werde bisweilen so weit getrieben, dass nicht nur die »klassisch weiblichen« Bewegungen des Balletts, sondern gleichzeitig der ins Extrem getriebene Hochleistungssport in ihrer »Künstlichkeit« (165) vorgeführt und damit ad absurdum geführt werden.

Caroline Günther widmet sich in ihrem Beitrag den diskriminierenden und ausgrenzenden Wirkungen von Gen- und Hormontests auf »intersexuelle« Sportler, bei denen chromosomales und phänotypisches Geschlecht auf je unterschiedliche Weise auseinanderfallen. Dass phänotypisch weibliche Sportlerinnen mit XY-Chromosomensatz vermeintlich aus Gründen des *fair play* bei Wettkämpfen im Hochleistungssport nicht in der Gruppe der Frauen antreten dürfen, hält sie für scheinheilig und pseudowissenschaftlich: »Weder bei medizinisch-technologischen noch hochleistungssportlich trainierten und modulierten weiblichen Körpern handelt es sich um natürliche weibliche Körper. [...] Im Hintergrund stehen [...] eher als Aspekte der Geschlechtszugehörigkeitsüberprüfung Fragen nach Konzeptionen von Natur und Kultur bzw. Künstlichkeit oder in der Sprache des Sports: Fragen nach Doping.« (217) In ähnlicher Weise argumentiert die ehemalige Leistungssportlerin Ines Geipel. Sie stellt fest, dass Doping heute nicht bloß der Optimierung der körperlichen Leistung mittels Pharmaka, sondern der völligen, auch gentechnischen (Neu-) Programmierung des Körpers für den Elitesport diene. Jenseits der Geschlechtergrenzen kämen »hybride Körpersysteme« nicht nur im Hochleistungssport, sondern insgesamt in der »heutigen Gesellschaft [...] der Selbstüberwindung« ins Visier (233). Diese können »ein starkes politisches Emanzipationspotential« bergen, »aber sie können das nie mittels Chemie. [...] Solange unsere Gesellschaft keine aktive Haltung entwickelt, mit was für einem Körper sie leben will, geht ihre Giftkontamination weiter, gibt es ein dominantes Leitbild: effizient, optimiert, funktional, leistungsfähig, siegerorientiert.« (234)

Birgt Sport politische Widerstands- und Veränderungspotenziale oder ist er letztlich nur der Versuch, die Menschen in Bewegung zu halten, kontrollierend zu aktivieren, um alles beim Alten zu lassen, spricht: Stillstand zu wahren, wie das aus Jelineks *Sportstück* im Vorwort zitierte Motto suggeriert: »Wir bewegen uns ja nur, um Stillstand zu erreichen. Permanente Aktivität, die uns doch immer nur Unveränderlichkeit einreden will.«? (9) Eine Antwort darauf versucht Franziska Schöblers Beitrag zu geben: Sie deckt die im *Sportstück* eindringlich dramatisierten Verbindungen zwischen sportlicher Betätigung und Einstimmung auf die männlichen Arenen der Gewalt im Militär und der Disziplinierung und Unterdrückung der Arbeitenden im Produktionssystem auf, um dieselben Mechanismen der Analogisierung des (männlich gedachten) kapitalistischen Wirtschaftssubjekts mit einem Hochleistungssportler und dessen Ideologie der grenzenlosen Machbarkeit und (Körper-)Kontrolle in zeitgenössischen Wirtschaftsromanen nachzuweisen.

Diese Meta-Analyse des Sports als eingelassen in einen (zutiefst männlich geprägten) Gewalt- und Disziplinierungszusammenhang bleibt in den meisten Beiträgen allerdings unterbeleuchtet. Das ändert jedoch nichts daran, dass eine facetten- und materialreiche Einführung in ein junges Feld der Frauen- und Geschlechterforschung vorliegt, die – wenn auch nicht ausgearbeitet – eine Vielzahl von empirisch grundierten Erklärungsansätzen und Hypothesen zum Weiterdenken und -forschen im sozialen Praxisfeld Sport bereitstellt. Dazu tragen auch die umfangreichen Literaturhinweise und die fast 100 Seiten umfassenden Rezensionen und Tagungsberichte aus der aktuellen sport- und sozialwissenschaftlichen Genderforschung bei.

Ilse Schütte (Berlin)